

(Nachdruck verboten.)

Herren Bickendrath's Pensionäre.

10] Roman von D. Eugen Thossan.

VI.

Kurz vor Weihnachten erhielt die Pension einen unerwarteten Zuwachs. Frihe Weinold wurde eingereiht. Er war Primaner und dachte zu Ostern sein Abiturientenexamen zu machen. Deshalb hatten ihn Bickendrath's erst gar nicht aufnehmen wollen. Es lohnte nicht um die paar Monate. Aber er versicherte, daß er ja das folgende Jahr auch noch da bliebe. Eine Stelle hatte er sich schon ausgemacht, eine Stelle als Volontär in einer Schlosserei, wo sie hauptsächlich Feuerspritzen herstellten. Er hatte sich vorgenommen, ein ganzes Jahr darin zu arbeiten, um ganz firm in all' den praktischen Hand- und Kunstgriffen zu werden. Nachher sollte das Polytechnikum kommen, wo er sich auf die Elektrizität werfen wollte. Das war die beste Karriere, die man heutzutage machen konnte, die praktische Wissenschaft der Zukunft.

Das Haus Bickendrath sperrte Mund und Nase auf, als er das so ruhig und bestimmt auseinandersetzte, wie ein fertiger Mann, der ganz genau weiß, was er will. Dabei war er eben neunzehn Jahre alt. Das sah man ihm zwar nicht an, groß und breitschulterig, wie er war, und mit Häuten wie ein Dreifcher.

Johannes, der schon lebhaft nach der Studenterei hinüber schielte, dachte bei sich, es wäre eigentlich schade um den Kerl. Der mußte eine feudale Klinge schlagen, mit den Armen. Und nun wollte er ein ganz gewöhnlicher Schlosser werden, vorläufig. Komisch! Nach dem Abiturientenexamen, wo einem die Welt offen stand, wo man Korpsstudent werden konnte! Wenn man das nöthige Geld dazu hatte!

Das sähen er allerdings nicht zu haben. Der große schwarze Holzkoffer mit den Eisenbeschlägen, den er mitgebracht hatte, sah wenigstens nicht danach aus. Und sonst hatte er überhaupt nichts, nicht einmal ein Bett. Allerdings auch keine Eltern mehr. Ein Onkel bezahlte die Pension, monatlich fünfunddreißig Mark, und keinen Pfennig mehr. Povere Gesellschaft!

Da die Schmidt's Wohnzimmer und Kabinet für sich beanspruchten, mußte Frihe Weinold mit Emil zusammenquartieren werden. Emil war entzückt von der Aussicht, mit einem Primaner zusammenzuwohnen. Und Frihe Weinold konnte nichts dagegen haben. Er mußte sich für seine fünfunddreißig Mark schon einige Einschränkungen gefallen lassen. Er nahm die Ankündigung auch mit aller Ruhe hin und machte sich alsbald an die Einrichtung.

Ein Bett wurde vom Spitzboden heruntergeholt und aufgeschlagen. Es war augenscheinlich nicht übermäßig lang im Verhältnis zu dem, der es beziehen sollte. Aber Frihe erklärte mit guter Laune, er werde sich Knoten in die Beine machen, dann würde es schon gehen. Darüber wollte sich Emil vor Lachen ausschütten. Dann durfte er beim Auspacken des Koffers helfen. Es war eine ziemlich ungewöhnliche Pennälerausstattung, die da zu Tage kam: wenig Garderobe, viel Bücher und eine ganze Menge Apparate, eine elektrische Batterie, wer weiß, wie viele Meter Draht, Glühbirnen, Handwerkszeug, elektrische Klingeln und sonst allerlei Trödel, dessen Bestimmung für Emil vorläufig räthselhaft war. Ein Gedanke aber ließ ihn nicht los, seitdem all' diese schnurrigen Dinge aus der Tiefe des Koffers aufgetaucht waren. Endlich pläzte er damit heraus:

„Du, sag' mal, kannst Du eine Telephonanlage machen?“

„Ja; warum denn nicht?“

Emil klatschte in die Hände. „Du, dann legen wir eine hinüber zu Schmidt's in die Stube und reden mit ihnen durch's Telephon. Das wird großartig.“

Frihe lachte. „Nöthig scheint mir das gerade nicht. Die Wände sind ja so dünn, daß man so wie so jedes Wort hört.“

Emil wurde traurig. „Ach nee Du, das mußt Du machen.“ Er zögerte einen Augenblick, dann setzte er heldenmüthig hinzu: „Ich bezahl's.“

Frihe drehte sich um und maß den Kleinen mit forschenden Blicken. „Du hast wohl einen reichen Vater?“

„Ich kriege jede Woche einen Thaler Taschengeld.“ antwortete Emil, zwischen Verlegenheit und Stolz schwankend.

Frihe ließ vor Erstaunen den kleinen Back vollener Hemden fallen, den er gerade in den Händen hielt. Menschenkind, was machst Du denn mit dem sündhaft vielen Gelde?“

„Ach . . . meistens pumpen's mir die Schmidt's ab.“

„So! . . . Das sind mir ja schöne Geschichten. Ich will Dir mal was sagen: Das hört von heute an auf — wenn wir zwei gute Freunde bleiben wollen. Wenn Du Dein Geld mit Gewalt Jemandem pumpen mußt, dann pumpst Du es mir. Verstanden!?“

Emil nickte.

„Und außerdem wirst Du, als kleiner Millionär, Dir eine Ehre daraus machen, heute Abend zur Feier meines Erscheins einen solennen Einzugsknipp zu schmeißen. Verstanden? . . . Eigentlich wäre das ja meine Sache. Aber was Du zu viel hast, hab ich zu wenig. Und dieses Mißverhältnis muß ausgeglichen werden. . . . Nanu, Du willst wohl nicht? Oder weshalb krazest Du dich am Kopfe?“

„Ach, ich will wohl, aber — wenn's der Alte unten merkt!“

„Der Alte? Was geht denn das den Alten an? Wenn ich auf meiner Bude für mein Geld — oder für Deins, das kommt auf dasselbe raus — Bier trinke? Meinestwegen kann er ja unten auch saufen, soviel er will, meinestwegen Kummel — da werde ich ihn auch nicht stören. Das scheint mir eine merkwürdige Furcht hier bei Euch zu sein. Ihr habt Euch wohl ganz unterkriegen lassen? . . . Na, ich krieche nicht mit unter. Und heut Abend wird gekneipt. Dabei bleibt's. Auf meine Verantwortung.“

Emil wagte nicht mehr zu widersprechen. Aber er beschloß im Stillen, sich höllisch in acht zu nehmen.

Als sie vom Abendessen wieder in ihre Stube kamen, rief Frihe: „Na, Fuchs, nu zittre los und schleif Stoff an!“

„Schrei doch nicht so!“ machte Emil ängstlich. „Ich bin ja schon dabei, mich anzuziehen.“ Nach ein paar Minuten kam er hinter der Thüre seines Kleiderschranks hervor, wo er sich zu schaffen gemacht hatte. Er sah aus, wie ein Räuberhauptmann, der auf Beute ausziehen will. Ein unförmlich weiter und langer Kaisermantel umhüllte seine zarte Gestalt bis auf die Knöchel; auf dem Kopf aber trug er ein Monstrum von Hut, das aus dem Nachlaß eines seit Jahren reisenden Kunden zu stammen schien und dessen Krempe er zum Ueberfluß noch rund um den Schädel herum herabgezogen hatte.

„Kerl, wie siehst Du denn aus?“

„Na ja,“ antwortete Emil trozig, „ich will doch nicht mit den Bierpullen unterm Arm dem Alten in den Nachen laufen. Du kannst Dich drauf verlassen, er kann sehr merkwürdig sein.“

Frihe wurde roth vor Aerger. „Ich kann die verfluchten Heimlichkeiten nicht leiden. Wenn der Alte was dagegen hat, dann kann er's ja ruhig sagen. Ich will mich schon mit ihm aussprechen. . . . Also runter mit dem Deckel und raus aus der Stube.“

„Dann geh' ich eben überhaupt nicht.“

Frihe überlegte eine kleine Weile. Dann gab er Emil einen Schubb, der ihn bis zur Thüre beförderte, und sagte: „Na, denn lauf', Engel, und folg' Deiner Natur!“

Während Emil weg war, kamen Johannes und Gustel, die Frihe großmüthig eingeladen hatte, und machten sich's bequem. Johannes, der sich einigermassen entthront fühlte, weil ein Höherer über ihn gekommen war, wollte seinen Berlust durch verdoppelte Schneidigkeit womöglich wieder einbringen, schaute sich hochmüthig im ganzen Lokal um und sagte mit vollendetem Sekundanertakt: „Wo habt Ihr denn die Zigarren?“

„Ach verwünscht! Das hab ich zu bestellen vergessen. Am Ende bringt er sie von selber mit.“

„Der wird sich hüten,“ grientete Gustel. „Der ist zack wie Hosenleder.“

„Das wäre noch schöner,“ entgegnete Frihe mit Würde. „Ich werde ihm schon Erziehung beibringen.“

„Er kann ja seine Bibliothekskasse plündern,“ schlug Johannes vor.

„Was ist denn das?“

„Ach, der Kerl ist findig. Ich glaube, das hat er von seinem Alten. Er liest nämlich gern Indianergeschichten, und damit ihm der Spaß nicht zu theuer kommt, hat er eine Leihbibliothek eingerichtet. Für fünf und zwanzig Pfennige kauft er die Schmöcker und für fünf Pfennige die Woche verborgt er sie. Macht ein brillantes Geschäft dabei.“

In diesem Augenblick öffnete Emil vorsichtig die Thüre, wand sich auf den Fußspitzen herein und kiffierte triumphierend mit hochgehobenem Zeigefinger: „Kein Mensch hat mich gesehen.“

„Hast Du Zigarren mitgebracht?“ blökte da Johannes in seine Spitzbubenseligkeit hinein.

Emil erschrak. „Davon hab ich nichts gewußt.“

„Dummer Kerl, Du weißt doch, daß wir rauchen. Also brauchen wir auch Zigarren. Schäßigkeit, weiter nichts, Drückebergerei!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Anker-Schule in der Schweiz.

Am Abhange des grünen Rosenbergs, unweit der alterthümlichen kleinen Schweizer-Stadt Zug, deren graue Thürme, weißgetünchte Häuser und braune Dächer aus dem Laub der Bäume hervorragen und mit dem blauen Wasser des amuthigen Sees kontrastiren, steht eine Schule für Leute, welche in die Geheimnisse der Bienenkultur eindringen wollen.

Diese Anker-Schule steht in enger Verbindung mit dem hier geschaffenen Schweizerischen Bienenmuseum, einer eigenartigen Schöpfung. Man sieht da Photographien von berühmten Bienenzüchtern der ganzen Welt, Honigproben aus jedem Kanton und von jeder Pflanze, von dem löstlichen Honig aus den Kirchgärten von Zug bis zu dem alabastergleichen Produkt des weißen Bernina-Klees, ferner Muster von Bienenstöcken, Bienen aller Arten. Außerdem giebt es hier noch tausend andere interessante Dinge, z. B. verfeinerte Bienen und die verschiedensten aus Wachs geformten Gegenstände.

An das Museum schließt sich das Schweizerhaus, in dem speziell die Bienenzucht betrieben wird. Man gelangt zunächst in ein großes Zimmer, das rings von Holzwänden umschlossen ist. Diese sind von mehreren, über einander angeordneten Reihen geheimnißvoller Thüren unterbrochen, die nur den Eingeweihten zu öffnen gestattet wird. Geht man aber einige Schritte weiter, so kommt man nach einem kleinen gläsernen Thurm und sieht sich plötzlich inmitten von tausenden umherschwirrender Bienen — nur durch das schützende Glas von ihnen geschieden; außen steht man mehr als hundert Trittbretchen vor den Eingangsöffnungen der Bienenstöcke, über die Fassade des Hauses verstreut. Sie sind sehr malerisch und bunt in allen Farben des Regenbogens gestrichen, um den Bienen das Erkennen ihres eigenen Stodes zu ermöglichen; denn die Bienen haben einen stark entwickelten Farbensinn. Es ist dies eine sehr zweckmäßige Maßregel, um die heftigen Schlachten zu vermeiden, die jedesmal stattfinden, wenn eine Bienengesellschaft es versucht, in einen fremden Stod zu dringen.

In diesem Hause werden die Bienenzüchter praktisch ausgebildet. Hierher kommen Lernbegierige aus allen Kantonen der Schweiz, um während des Sommers das Leben der kleinen Arbeiter zu studiren. Der Kursus ist aber nicht allein für alle kostenfrei, sondern die Kantone zahlen auch noch Prämien für die Zöglinge, um sie zum Studium anzuspornen.

Der riesige Unterschied im Ertrage der altmodischen Strohkörbe und der nach wissenschaftlichen Prinzipien gebauten Bienenkörbe hat die Ueberzeugung hervorgerufen, daß allein die Verbreitung technischer Kenntnisse erforderlich ist, um eine höchst einträgliche und ausgebehnte Industrie zu entwickeln, zumal das Land für diese ganz besonders geeignet ist.

Es sind meist junge Burschen aus dem Bauernstande, die sich hier zu Imkern ausbilden lassen. Jedem Schüler ist ein Bienenstod zugetheilt, an dessen Rückseite eine Karte mit seinem Namen und Bemerkungen über das Gedeihen der ihm anvertrauten Kolonie angebracht ist. Für die übrigen Bienenstöcke haben die Leiter der Anstalt zu sorgen. Die Erträge gehen in den Fonds des „Vereins Schweizer Bienenfreunde“ über.

Durch eine Glaswand vermag jeder Schüler jede Bewegung seiner Schutzbefohlenen zu beobachten, ohne unter den Unbequemlichkeiten, welche die Prüfung und Untersuchung des Innern eines kleinen Bienenstodes mit sich bringt, leiden zu müssen.

Die 105 Kolonien auf dem Rosenberge enthalten durchschnittlich je dreißig- bis sechzigtausend Bienen, so daß das Schweizerhaus das Heim von nicht weniger als fünf Millionen Bienen bildet. Die meisten derselben gehören hauptsächlich der in Deutschland heimischen Art der kleinen braunen Bienen an. Die Anstalt hat auch noch mehrere andere Arten im Stod, doch setzt sie ihr ganzes Vertrauen auf die kleinen deutschen Arbeiter.

Leider haben in der Schweiz wie auch in anderen Ländern die meisten Imker noch sehr bescheidene Kenntnisse von Bienen. Sie setzen im Frühling einen „Korb“ voller Bienen und nehmen den Honig zu spät aus; oft ersticken sie die kleinen Arbeiter in ihrem Hause. Aber die Schweizer sorgen jetzt für Verbreitung besserer

Kenntnisse, und schon jetzt findet man an den kleinsten Orten ein modernes Bienenhaus mit einem Dutzend arbeitender Kolonien.

In Einsiedeln besessigen sich die Mönche der Bienenzucht und besitzen jetzt ein Haus mit einigen 60 Bienenstöcken, welche den Bedarf der 400 Bewohner des Klosters decken. Sogar oben bei dem Bernina-Hospiz — 2300 Meter über dem Meerespiegel — befinden sich große Bienenkolonien, welche auf dem neben dem Gletscher wachsenden weißen Klee ihre Nahrung finden.

Doch ist der Ertrag noch zu klein, denn es giebt vielleicht kein Land in der Welt, in welchem Honig in so großen Mengen verbraucht wird, wie in der Schweiz. Im ganzen Lande bildet er einen täglichen Konsumartikel. In jedem Hotel wird er mit Regelmäßigkeit zum Frühstück servirt; doch hat die enorme Nachfrage zu Verfälschungen geführt, und den reinsten Honig findet man selten in den Hotels.

Nach den letzten Berichten giebt es im ganzen Lande etwa eine vierelbillion Bienenstöcke, oder einen auf je zwölf Einwohner, und der Ertrag eines Bienenstodes neuen Systems erreicht oft 100 Pfund Honig pro Saison. Der Ertrag eines Korbes alten Systems ist jedoch bedeutend geringer. Bei einem Durchschnittsertrag von 50 Pfund pro Bienenstod wird man die Bienenzucht der Schweiz auf zwölf Millionen Pfund veranschlagen können, oder etwa vier Pfund pro Kopf der Bevölkerung. Man muß natürlich berücksichtigen, daß große Mengen dieses Ertrages von Touristen verzehrt werden.

Bedenkt man aber, daß der Honig nur von Anfang Mai bis Ende Juli gewonnen wird, da der später gesammelte von den Bienen selbst verbraucht wird, so kann man ermessen, wie fleißig, rastlos und energisch die kleinen Arbeiter sind. Auch ist dies nur ein Bruchtheil der reichen Ernte, welche auf den grünen Hügelabhängen und in den reichen Thälern der Schweiz der Einbringung harret. —
Fritz Huth.

Kleines Feuilleton.

c. Die „Kehrwiederkeule“ oder wie sie gewöhnlich fälschlich genannt wird, der „Boumerang“ ist keineswegs nur, wie allbekannt, bei den Australiern in Gebrauch, sondern sie läßt sich bei sehr vielen Völkern in der Geschichte nachweisen. Dr. Max Jahns stellt in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ die wichtigsten Zeugnisse dafür zusammen. Der eigenthümliche Flug des in bestimmter Weise gekrümmten Wurfschiffes beruht auf den Gesetzen der Schraube. Die Anfangsgeschwindigkeit nach vorwärts ist geringer als die Geschwindigkeit der dem Geschöß ertheilten Wirbelbewegung; wird nun das Geschöß in die Höhe geworfen und kein Ziel getroffen, so tritt ein Augenblick ein, wo die Vorwärtsbewegung in Folge des Luftwiderstandes aufhört, während die Wirbelbewegung noch fort dauert. Dann folgt die Keule dieser letzteren, sie wendet sich und indem sie zugleich langsam fällt, gleitet sie, von der Luft getragen, annäherungsweise in die alte Bahn und damit zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Natürlich hatten die Menschen der Vorzeit von diesen Gesetzen keine Ahnung, die Erfindung der Waffe ist jedenfalls dem Zufall zuzuschreiben. In Indien findet sich die Kehrwiederkeule bereits in der ältesten Zeit; das Sanskrit kennt sie unter dem Namen *astara*, d. i. der Jersirener. Offenbar war sie auch bei der Urbevölkerung Indiens schon heimisch. In der Form war sie etwas von der australischen abweichend; hergestellt wurde sie aus Holz oder aus Elfenbein, das Museum von Madras besitzt auch Stücke aus beiden Stoffen. In Egypten sind in den biblischen Darstellungen ganze Schaaren von Krieger mit dieser Waffe gerüstet, und das Britische Museum besitzt auch ein in Theben aufgefundenes Originalstück. Noch heute werden in den oberen Niländern und in Darfur Wurfschiffen gebraucht, die zweifellos auf jene alten zurückgehen oder doch gemeinsamen Ursprung haben. Ebenso zeigen die assyrischen Denkmäler die Waffe. Natürlich findet sie sich auch in Europa. Auf der Akropolis von Athen fand Schliemann ein Bruchstück eines Silbergeschößes mit der Darstellung eines Geschößs; Wurfschiffen und Wogenhütchen sind daran befestigt, Spießträger befinden sich im Rückhalt. Auf dem Boden verstreut liegen nun theils geschleuderte Steine, theils Geschöße, die ganz die Gestalt der australischen Wurfschiffe haben. Es wird aus der Darstellung nicht ganz klar, ob nicht auch drei Kämpfer selbst diese Waffe in der Hand tragen. Dann erzählt Vergil in seiner Aeneide (VII) von dem sampanischen Volk der Abeller, das eine *cateja* geführt habe. Es ist ziemlich sicher, daß dies der römische Name des gekrümmten Wurfschiffes gewesen ist. 90 Jahre später berichtet Silius Italicus das Gleiche von einem afrikanischen Volksstamm. Vor allen Dingen aber war das Geschöß bei den Germanen üblich, sodas schon Vergil von ihm als einem *ritus teutonicus* sprach. Daß es bei diesen eine große Rolle gespielt hat, dafür spricht schon die uralte Sage von Wölnir, dem Hammer Donars, der nach jedem Wurfschiff in die Hand des Gottes zurückkehrte. Und noch durch das ganze Mittelalter hindurch finden sich Spuren von dieser Waffe. Schließlich ist sie auch den Bewohnern der Neuen Welt nicht unbekannt. Ganz ähnliche Waffen werden in Arizona und Kalifornien von den Nohi-Indianern besonders zur Kaninchenjagd gebraucht. —

— Die Monilia-Krankheit. Nach den im Jahre 1898 stattgefundenen Erhebungen ist, wie Professor Dr. Frank in der „Gartenflora“ mittheilt, die Monilia-Krankheit nicht nur in allen bisher als stark infizirt erkannten Kirchenplantagen wiederum aufgetreten,

sondern hat auch ihren Uebergang auf andere Obstbäume in bedentlicher Weise fortgesetzt. Auffallend häufiger als früher hat sie sich besonders an Aprikosen- und Apfelbäumen, demnächst auch an Pfirsich-, Pflaumen- und Birnbäumen sowie auf Ziersträuchern aus der Verwandtschaft des Steinobstes, nämlich auf Mandelbäumchen u. s. w. gezeigt, wobei überall Befall durch *Monilia fructigena* nachweisbar war. Ihre geographische Verbreitung ist noch größer, als bisher angenommen wurde; sie kam 1898 zur Kenntniß aus Westpreußen, Posen, Schlesien, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Provinz Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Großherzogthum Hessen, Bayern, bis zur Donau, Hohenzollern; immerhin bilden jedoch die ostelbischen Länder das Hauptinfektionsgebiet. Die vom preussischen Ministerium für Landwirtschaft im vorigen Jahre verfaßten Gegenmaßregeln sind näher geklärt worden. Was sich davon als ganz besonders empfehlenswerth erwiesen hat, mag hier hervorgehoben werden: 1. Das Herausschneiden und Verbrennen der abgestorbenen Zweigpartien ist das wichtigste Gegenmittel, weil dadurch der Baum von den in ihrem Inneren verpilzten Theilen befreit wird. Darum sind auch solche Zweigpartien, welche neben vielen noch gesunden Theilen schon einzelne abgestorbene enthalten, soweit angängig, ebenfalls zu beseitigen. Auch nach starkem Zurückschneiden tritt bei den Kirschkäulen wieder Verjüngung ein. Das Ausschneiden ist auf Grund der Entwicklungsweise des Pilzes womöglich im Vorwinter auszuführen. Das Abjammeln und Verbrennen der an den Obstbäumen aller Art hängen gebliebenen und mit *Monilia* verschimmelten alten Früchte bleibt daneben empfehlenswerth. 2. Das Verspritzen der kranken Obstbäume mit Bordeauxer Brühe als ein dem Ausschneiden nachfolgendes Desinfektionsmittel, hat auf Grund der genauer ermittelten Lebensweise des Pilzes und der praktischen Erfahrungen die beste Wirkung, wenn es unmittelbar vor dem Ausbrechen der Knospen im Frühling oder selbst noch während des Erscheinens der Blüten gemacht wird. 3. Die Desinfektion des Erdbodens unter den kranken Bäumen ist durch sorgfältiges Beseitigen und Verbrennen der beim Ausschneiden oder von selbst abgefallenen Theile, womöglich auch durch Umgraben der Baumscheibe, etwa auch durch Begießen derselben mit Bordeauxer Brühe oder durch Aufstreuen von Kalk zu erzielen. —

Theater.

—r. Schiller-Theater. In den „Zwanglosen Heften“, die von der Direktion zur Erbauung des Publikums herausgegeben werden, findet man die Aufführung von Moser's „Leibrente“ mit dem Hinweis entschuldigt, daß gerade Karnevalszeit sei. Der Berliner Fächling, soweit von ihm die Rede sein kann, ist froh und seine dem Leibbazar entnommenen Klitter schimmern in verblähten Farben. Diese Eigenschaft hastet heute auch Moser's Schwänke an, und so handelte die Direktion des Schiller-Theaters immerhin recht sinnig, als sie am Mittwoch mit der stark angegriffenen „Leibrente“ heranzog. Das Publikum in der Wallnertheaterstraße, das immer von Herzen dankbar ist, wenn ihm nicht viel zugemuthet wird, vergnügte sich auch an diesem Stück aus Leibeskraften. Es wäre gemüthlos, wollte die Kritik den lieben Leuten nachträglich die Freude vergällen. So möge dem nur der vortrefflichen Aufführung gedacht werden, an der die Herren Eiben, Schmarow, Wehrend und Thurner mit harmlosem Humor betheiligt waren. Die drei bescheidenen Frauenrollen des Schwankes waren von den Damen Lebermann, Meyer und Werner ansprechend besetzt. —

Kulturgeschichtliches.

— Eine Eisenbahnfahrt vor sechzig Jahren. Am 16. September 1838 erfolgte die Eröffnung der Theilstraße Leipzig-Dahlen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Ueber die Eröffnungsfahrt schrieb damals, wie die „L. N. N.“ in Erinnerung bringen, ein Theilnehmer: Wir fuhrten im zweiten Wagenzuge um 7 Uhr Morgens in Leipzig ab und erreichten Wurzen in 1/2 Stunden. Hier sollte die Lokomotive neue Füllung erhalten, was bei der des ersten Wagenzuges in 1/2 Stunde bewerkstelligt wurde. Nachdem wir hierauf gewartet hatten, sahen wir den ersten Zug weiterfahren, und den Anfang mit der Füllung unserer Lokomotive machen. Hierzu war ebenfalls eine halbe Stunde erforderlich, und wir brachten auf diese Weise eine Stunde in Wurzen zu, und zwar im Wagen, da wir nicht aussteigen durften, weil durch das Aus- und Einsteigen zu viel Zeit verloren geht. Nach diesem Aufenthalte langten wir nach 1/10 Uhr in Dahlen an. Nach 1/10 Uhr läutete die Glocke wieder zur Rückfahrt. Nachdem alle Passagiere ihre Plätze eingenommen hatten und die Wagenthüren sorgfältig verschlossen waren, kam unsere Lokomotive, die bisher müßig dagestanden, an unsere Seite und begann kaltes Wasser aufzunehmen, was — unbegriffen mit der Zeit, die zur Entwidlung der Dämpfe von kaltem Wasser nöthig war — ungefähr 3/4 Stunden dauerte. Obgleich die Lokomotive so wie bei der Füllung in Wurzen nicht vor dem Wagenzuge stand, sondern auf der Seitenbahn, vor den Passagieren dennoch auch diesmal nicht gestattet, aussteigen, und sie verbrachten daher wieder ein Stündchen wartend im Wagen. 1/11 Uhr bewegte sich der Zug endlich in mittelmäßiger Schnelle bis Wurzen, wo die Lokomotive durch falsche Weichenstellung in den Sand fuhr. Während des Herauswindens

wurde es uns erlaubt, die Wagen zu verlassen und bei unserer Rückkehr fanden wir eine andere Lokomotive — die „Columbus“ — die uns ungefähr in der Schnelle eines mäßigen Schrittes bis zum Nachherner Einschnitt führte, dort aber ihre Funktion gänzlich einstellte. Wir ruhten hier ein Viertelstündchen und fuhrten dann wieder langsam weiter, bis uns eine andere Lokomotive entgegenkam, die uns rasch nach Leipzig führte, so daß wir um 1/2 Uhr Nachmittags daselbst eintrafen. — Es scheint damals in Sachsen also ähnlich zugegangen zu sein wie heute bei der Berliner „Elektrischen“. —

Archäologisches.

— Ueber einen alten Volkskalendar der Athener in symbolischer Darstellung sprach im Deutschen Archäologischen Institut in Athen der als Numismatiker bekannte griechische Gelehrte Eboronos. Seit langem bildet der Fries des dicht bei der Metropolitankirche in Athen gelegenen kleinen Tempels des Hagios Elestherios, der aus einer langen und fortlaufenden Reihe von ungefähr 60 Reliefs, die Menschen und Thiere darstellen, besteht und der aus einem älteren griechischen Tempel, wahrscheinlich dem benachbarten Tempel des Serapis und der Isis übernommen worden ist, den Gegenstand archäologischer Untersuchungen und wissenschaftlicher Erklärungsversuche, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die Bedeutung dieser eigenartigen Reliefdarstellungen klar zu machen. In völlig überzeugender Weise hat nun Eboronos den Fries als einen antiken Volkskalendar der Athener erkannt und nachgewiesen. In der Mitte des großen aus pentelischem Marmor bestehenden Monoliths ist ein kleines Stück verloren gegangen; jedoch ist es sehr leicht, das Fehlende zu ergänzen. Es finden sich auf dem Fries folgende Darstellungen: 1. der fünf griechischen Jahreszeiten, nämlich Spätherbst, Winter, Frühling, Sommer und Herbst; 2. der zwölf Thierbilder des Zodiakus, die je einen der attischen Monate charakterisiren (es fehlt der Wassermann und die Fische); 3. die Personifikationen der zwölf attischen Monate; 4. die vier Monats-Horen, die bisher nur aus dem lateinischen Mythographen Hyginus bekannt waren, nämlich die Telete, die Sponde, die Gymnastike, und die Musiko, die zu den Monaten gestellt sind, die sie besonders charakterisiren sollen, z. B. die Telete zu den großen Festen der Panathenaeen u. s. w. 5. Bei jedem Monate finden sich genau durch die Zeichen des Zodiakus von einander getrennt, die folgenden charakteristischen Darstellungen der einzelnen Monate, die der Reihe nach die folgenden sind: Pyanepsion: Spätherbsternte, eine Weintraube, eine Recht ausstheilende Frau. — Maimakterion: Pflüfung des Feldes, Aussaat. — Poseideon: die Gymnastike neben den Symbolen der winterlichen Volksübungen und Wettkämpfe (Hahnenkampf). — Gamelion: der Hochzeitsgott Hymenaios mit einer Fadel und einem Kranz auf einem Widder sitzend, folgt der Braut (ein Brautgemach). — Anthesterion: Frühling, Must und Blumenfest. — Elaphebolion: ein Trankopfer bei der Schlachtung eines Ziegenbocks, der von einem maskirten Manne herangeführt wird, d. h. Fest der Dionysien. — Munychion: Artemis Munychia, Brauronia und Delphinia, weshalb dieser Monat auch Artemision genannt wurde. — Thargelion: die Dioskuren als Retter der Seefahrer — Skirophorion: die auf der Akropolis am Feste der Diplomen stattfindende berühmte Feier der Buphonien — Hekatombaion: die Telete, das Fest der Panathenaeen, angedeutet durch den Peplos (Gewand) der Athene, der zu Lande auf einem beweglichen Schiffe nach der Akropolis gebracht wurde; ferner der Sirius, der die Jahreszeiten der Passatwinde und der Sommerwinde andeutet. — Metageitnion: Herakles als Gott der Metöken. — Boedromion: symbolische Darstellung des Beginns der Ausbildung der Athinischen Epheben, d. h. ein Ephebe, der sich zu Pferde nach der Bekrönung des Denkmals in Marathon begiebt. —

(„Voss. Ztg.“)

Völkerrunde.

gk. Neger-Musik in Deutsch-Ostafrika. Von der Musik des am Südufer des Victoria-Nyanza wohnenden Negerstammes der Bassuluma erzählt Paul Kollmann: Die Bassuluma sind im Allgemeinen ein lustiges Volk, und Tänze und Gesänge sind bei ihnen sehr beliebt. Fast an jedem Abend ist dies zu beobachten; dann sitzt oder steht ein Trommelschläger in der Mitte, und um ihn herum tanzen die Männer und Frauen. Sie bewegen sich dabei rudweise von der Stelle, indem sie dazu mit der Schulter krampfhaft zuden. Bei allen Arbeiten wird gesungen; trugen die Leute z. B. Steine, so tanzte stets ein Mann vor ihnen her und sang ihnen vor, worauf der ganze Chor einfiel. Trotz ihrer Einformigkeit klingen die Lieder melodisch; oft haben sie einen etwas melancholischen Charakter. Ein solches Liedchen theilt Kollmann mit: Ein Neger war zur Küste gegangen und lehrte nun in seine ferne Heimath am See zurück. Jeden Morgen, bevor er seine Last aufnahm, führte er seine Hände an den Mund, um den Schall zu verstärken und sang in die Richtung seiner Heimath ein kleines Lied, dessen wörtliche Uebersetzung lautet: „Wind, Wind, bringe, Wind, der Mutter: fege! ich komme! Geh voran, bringe, Wind, der Mutter: fege! ich komme!“ Nach Wochen war er in der Nähe seines Dorfes. Da ertönte plötzlich aus einem Gebüsch ein jubelnder Triller, und ein altes Weib stürzte heraus, das den Sohn an der Stimme erkannte und nun in seine Arme schloß. Stets, wenn die Krieger aus dem Felde oder vom Marsch zurückkehren, beglücken ihre Weiber sie mit Trillern mit der Zunge und beiverfen

fte mit Reislörnern; dabei beschmieren sie ihre Gesichter mit weißer Farbe. Die Wassuluma fertigen auch mancherlei Musikinstrumente an. Aus dem Halse eines Flaschenkürbis stellen sie eine kleine Querpfife her; das Blasloch befindet sich in der Mitte, beide Enden sind offen und werden abwechselnd mit den Fingern der rechten und linken Hand geschlossen. Ein originelles Signalinstrument, das einen schalmeiartigen Ton giebt, sieht einer langen Pfeife zum Rauchen ähnlich. Es besteht aus einem Utamarohr, an das unten ein Schalltrichter aus Flaschenkürbis angelehrt ist; das Loch zum Anblasen befindet sich dabei seitlich am oberen Ende des Rohrs. Aus den schön gewundenen Hörnern der Ruduan-Antilope werden ebenfalls Signalinstrumente hergestellt. Neben diesen sind noch Saiteninstrumente und Trommeln in Gebrauch. Die ersteren haben einen langen ausgehöhlten Resonanzboden aus Holz, über den die Saiten gespannt sind. Der Spieler sitzt auf der Erde; der Resonanzboden wird gegen die Knie gestemmt und die Saiten werden mit beiden Händen berührt; dazu wird gesungen. Meist sind es Liebeslieder. Wie wichtig den Wassuluma diese Musik ist, zeigt die Sorgfalt, mit der sie ihre Instrumente verzieren. Der Griff ist zu dem Wilde einer weiblichen Figur geschnitten, die mit einem Schurz und allerlei Zierrath, mit Kupferdrahtungen um die Knöchel, mit Messingspiralen um den Unterarm, mit Perlenketten um den Hals und in den Haaren, mit Tätowirungen u. s. w. reich geschmückt ist. Die Trommeln sind meist nicht groß; ihr Boden läuft spitz zu, sie sind mit Fell überzogen und werden mit kurzen Holzschlägeln geschlagen. Andere kleine Trommeln sind mit Leguanhaut bespannt und werden mit der Hand gerührt. Zum Lärmmachen dienen noch Kaskeln aus Kürbis, die mit kleinen Steinen angefüllt sind. Sie kommen beim „Medizinnmachen“ wie beim Tanz zur Verwendung. Kollmann erzählt, er habe bei einer Festlichkeit etwa 50 Knaben an der Erde hocken sehen, die derartige Kaskeln wahnstimmig hin und her schüttelten und so einen wüsten Lärm verursachten. Dazu tanzten ebenso viele Weiber, jede einem Knaben gegenüber.

Aus der Pflanzenwelt.

— Eine merkwürdige Pflanze aus der Halbinsel Kalifornien. Wenn wir auf der einen Seite sagen dürfen, daß die Riesen unter den Gewächsen sich dort finden, wo ein üppiger Pflanzenwuchs unter den günstigsten Vegetationsbedingungen, namentlich bei einem genügenden Vorrath von Feuchtigkeit, sich entwickelt, so müssen wir auf der anderen Seite feststellen, daß die in ihren Formen sonderbarsten Gewächse an solchen Orten angetroffen werden, welche durch einen bemerkenswerthen Mangel an Feuchtigkeit ausgezeichnet sind. Es sieht beinahe so aus, als ob die Pflanzen, um mit dem geringen Vorrath von Wasser haushälterisch umgehen zu können, die abenteuerlichsten Gestalten anzunehmen geneigt sind. Höchst auffallend, vielleicht am eigenartigsten sind in dieser Hinsicht die Statteen, die uns aber, weil wir sie so häufig zu Gesicht bekommen, landläufige Erscheinungen geworden sind und uns nicht mehr so wunderbar vorkommen. Merkwürdig sind auch die wechselreichen Formen der Mittagsblumen, viele Wolfsmilchgewächse und manches andere. Neuere Untersuchungen über die Halbinsel Kalifornien haben uns mit einer ganz eigenartigen Gestalt aus dem Bereiche der Trockenpflanzen bekannt gemacht. In den trockensten Gegenden, auf den dortigen sandigen Mesas nach dem Süden der Halbinsel zu, wurde ein Gewächs gefunden, das uns seiner absonderlichen Form halber wie aus der Vorwelt stammend anmutet. Als schlanker Kegel erhebt es sich bis zu einer Höhe von 10 Metern, stiellos von 1 Meter Durchmesser am Grunde bis zum zehnten Theil abnehmend; rings ist es von starrenden, kurzen Stachelzweigen umgeben und bewaffnet, welche einige wenige kümmerliche, kaum sichtbare gelb-grüne Blätter tragen. Die Pflanze wurde zuerst von Kellogg *Adria columnaris* genannt. Später untersuchte der berühmteste Botaniker Nordamerikas Wm Gray die Pflanze und fand, daß sie zu dem längst bekannten Geschlechte *Fouquieria* gehörte, so daß die Pflanze jetzt *Fouquieria columnaris* heißt. Trotz seiner beträchtlichen Höhe ist das Gewebe, welches den Stamm aufbaut, doch wenig widerstandsfähig; mit einem Säbel kann man ohne große Mühe tiefe Wunden einschlagen, ja ihn endlich abhauen; das Innere desselben hat kaum eine größere Festigkeit als das Mark der Sonnenrose. In verwandtschaftlicher Beziehung hat man die Gattung *Fouquieria* mit den Tamariskengewächsen zusammengestellt, obgleich es vielleicht besser wäre, die darin gehörigen Pflanzen zu einer eigenen Familie zu verbinden. Häufig haben sie im Gegensatz zu den Tamarisken große, schöne, rothe Blüten mit weit heraus-tretenden Staubgefäßen.

Humoristisches.

— „Da hebb ek of mal in 'estanden.“ Ich traf ihn — so schreibt man der „Tägl. Rundschau“ — am Rande eines Dorfes meiner Heimath, wo er den Weißdornzaun seines Gartens beschnitt. Er hatte ein verwitertes Gesicht, aus dem eine unäglich eigenartige Pfeife in die Welt heraus hing. Nach den einleitenden Worten unferes Gespräches nahm er diesen Gegenstand aus den Zähnen, fragte sich mit dem Mundstiel in den grauen Haaren überm Ohr und sagte: „El hebbe gehört, Sei schreiben in de Zeitung, da hebb ek of mal in 'estanden.“ Ich war natürlich sehr erstant und sagte: „So, so? Nun womit denn? Habt Ihr früher

vielleicht gar die frommen Nachruf-Gedichte im Kreisblatt geschrieben?“ Der Mann mit der Pfeife machte „Nä, nä!“ und schüttelte mißbilligend den Kopf. Dann schwieg er, und es war an mir, aus ihm herauszuholen, wie sich seine Seele schriftstellerisch bethätigt hatte. Ich fing also wieder an: „Ober habt Ihr die Berichterstattung für die Dörfer hier herum gehabt?“ — „Nä, nä!“ Der Mann that so wichtig, daß ich davon abließ, den Spuren seines Künstlergenius zu folgen. Ich fragte: „Na, hört 'mal, sollte es unter 'Gerichtssaal' gewesen sein, bei irgend einer großen Verhandlung?“ Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte umständlich und geräuschvoll aus und erwiderte: „Nä, dat of nich! Aber id bün 'mal nich identisch 'ewejen!“

— Hausbackener Marzipan. Zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung in einer schwedischen Provinzstadt hatten die beiden Töchter des Pastors Hansen einen riesigen Marzipanluchen eingesandt, in der Hoffnung, eine Auszeichnung zu erhalten. Eines Tages, als die Familie bei Tische saß, kam denn auch ein großes versiegeltes Schreiben, welches also lautete: „Das Preisrichter-Kollegium der siebenten Gruppe, welche Stallgebäude und das zugehörige Baumaterial umfaßt, hat den Fräulein Minny und Betty Hansen eine goldene Medaille zuerkannt für die von ihnen ausgestellte Probe zum Bodenbelag von Stallungen und Meiereien. Obgleich die Zusammenlegung der vorzüglichen Masse nicht — wie es die Sagungen erfordern — genau angeeignet ist, konnte das Richterkollegium nicht unterlassen, dieses vorzügliche Erzeugniß zu prämiiren. Selbst neubeschlagene Pferde werden nicht im Stande sein, einen mit Fliesen aus dem eingesandten Material belegten Stallboden zu beschädigen.“

Notizen.

— Die Neue Freie Volksbühne bringt am nächsten Sonntag (15. Januar) im Ostend-Theater das neueste Werk Björnstjerne Björnson's: „Paul Lange und Thora Parsberg“, ein Drama in drei Akten, zur Aufführung.

— Am 20. Januar geht im Opernhause „Bergfmeinnich“, Tanzmärchen in einem Akt und drei Bildern von H. Regel und Otto Thieme, Musik von Richard Goldberger, in Szene.

— Die Wiener „Sezession“ hat am Mittwoch ihre dritte Ausstellung im eigenen Hause eröffnet. Das Hauptbild ist Max Klinger's „Christus im Olymp“. Gegen dieses Gemälde haben die Merikalen sofort Widerspruch erhoben. Die „Reichspost“ erklärt, „das Bild sei für jedes äristlich fühlende Herz empörend“.

t. e. Die telegraphische Verbindung mit Omdurman im Sudan, die Jahre lang unterbrochen war, ist jetzt wieder hergestellt.

c. e. In dem Goldlande Alaska stieß ein Schatzgräber beim Durchwühlen der Erde auf das vollständig erhaltene Skelett eines Mastodon.

— Im Jahre 1897 wurde von Deutschland Glycerin im Werthe von über eine Million Mark nach Japan ausgeführt. Man weiß bis jetzt nicht, was man in Japan mit dem vielen Glycerin anfängt.

Bücher-Einlauf.

— Julius Hart, Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Mit Kopfleiten von W. Caspari. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 350 S. 5 M.

— Guy de Maupassant, Zur See. Aus dem Französischen von Elise Otten. München, Albert Langen. 205 S. 3,50 M.

— Marcel Prévost, Camilla. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 310 S. 4 M.

— Karl Zinnow und Wilhelm Klemm, Verbannt. Trauerspiel in fünf Akten. Dresden und Leipzig, E. Pietsch. 132 S. 2 M.

— Joseph Kürschner, Frau Musik. Ein Buch für erste und frohe Stunden. Vollständig in 20 Lieferungen. Berlin, S. Hillger. Lieferung 6. Gesamtpreis 12 M.

— Faber Scharwenka, Ball- Erinnerungen. Kongertstücke. Op. 54. Nr. 2. Menuetto. — Breitkopf u. Härtel's Klavier-Bibliothek. Leipzig. 1 M.

— Mutter Erde, eine Buchenschrift. Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Haus und Familie. Stuttgart, W. Speemann. Erster Jahrgang. Heft 14, 15. Preis pro Heft 30 Pf.

— Arbeiter-Turn-Zeitung, Organ für die Interessen der volksthümlichen Turnerei. Leipzig, Hermann Kauf. Erscheint am 1. jedes Monats. 7. Jahrgang. Heft 1. Preis pro Heft 7 Pf.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. Januar.